

btb

Als die elfjährige Susan Taubes im April 1939 den Boden von New York betrat, lag hinter ihr eine Kindheit in Budapest als Tochter eines bekannten Psychoanalytikers. Vor sich hatte sie ein bewegtes kurzes Leben, in dem sie keine Heimat mehr fand. Ihre Studienjahre verbrachte die junge Philosophin in Jerusalem, an der Sorbonne und in Harvard, ihr Leben als Schriftstellerin in Paris und New York: Orte, die den Rahmen ihrer intellektuellen und künstlerischen Arbeit bildeten, etwa zum Judentum nach dem Zweiten Weltkrieg oder der Shoah, und zu außergewöhnlichen Begegnungen führten, wie mit Susan Sontag oder Emmanuel Lévinas. Auf der Basis von Aufzeichnungen und Hinterlassenschaften der Schriftstellerin legt Christina Pareigis die Biographie einer großen jüdischen Intellektuellen vor, die zeitlebens im Schatten ihres Mannes stand.

CHRISTINA PAREIGIS, geb. 1970, Literatur- und Kulturwissenschaftlerin, ist Studienrätin in Hamburg und war zuvor wissenschaftliche Mitarbeiterin am Leibniz-Zentrum für Literatur- und Kulturforschung Berlin (ZfL). Zu ihren Forschungsschwerpunkten zählen u. a.: europäisch-jüdische Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts, jiddische Literatur und Literatur der Shoah. Sie wurde ausgezeichnet mit dem Joseph Carlebach-Preis (2004).

Christina Pareigis

Susan Taubes

Eine intellektuelle Biographie

btb

Inhalt

Von Budapest nach Amerika und zurück – Einleitung	7
1. Galanta	25
2. Budapest	41
3. Pasaréti út 35	51
4. Pittsburgh	79
5. Rochester	99
6. Bryn Mawr	123
7. London – Budapest – Genf – Paris	155
8. New York	173
9. Jerusalem	195
10. New York – Jerusalem	211
11. Paris	229
12. Cambridge	265
13. New York – Paris	303
14. Paris – New York	327
15. New York	363
16. Budapest	401
Anmerkungen	428
Quellen und Literatur	445
Archive – Siglen	445
Publikationen von Susan Taubes	448
Literatur zu Susan Taubes	450
Sekundärliteratur – Auswahl	451
Abbildungen	464
Dank	465
Register	467

Von Budapest nach Amerika und zurück – Einleitung

Am 14. April 1939 legte die R.M.S. Aquitania an den Kaianlagen vom Hafen von New York an; die Transatlantikpassage von Southampton aus hatte sechs Tage gedauert. An Bord des Passagierdampfers, so lässt sich der »List or Manifest of Alien Passengers for the United States Immigrant Inspector at Port of Arrival«¹ entnehmen, befand sich eine große Anzahl jüdischer Emigranten aus nahezu allen Teilen Europas, unter ihnen die elfjährige Judit Zsuzsánna Feldmann und ihr Vater Salamon Sándor Feldmann aus Budapest.

Der Weg die Gangway hinab mündete für die Reisenden der Touristenklasse direkt im Labyrinth der Einreiseprozeduren auf Ellis Island, zu dem Zeitpunkt Sitz der Behörde für Einwanderer in die Vereinigten Staaten. Die dem New Yorker Festland vorgelagerte Insel war zugleich der Korridor in eine andere Welt oder, wie Georges Perec schrieb, »eine Fabrik, um Auswanderer in Einwanderer zu verwandeln«². Dies geschah in einem Durchlauf von Befragungen und körperlichen Untersuchungen, dazu kam oftmals die Umwandlung der europäisch prononcierten Namen in amerikanische, noch bevor diese, meist viel später, im Zuge der Naturalisierungsverfahren amtlich festgeschrieben wurden. Aus dieser Zeit überlieferte Schriftstücke legen nahe, dass dies auch für Salamon Sándor Feldmann und seine Tochter Judit Zsuzsánna galt. Für diese war die Umbenennung nur der Beginn einer Abfolge von Namensverwandlungen; mit ihrer Heirat zehn Jahre später sollte sie den Nachnamen Taubes tragen. An jenem Apriltag im Jahr 1939 aber betraten Vater und Tochter als Sandor S. Feldman und Susan J. Feldman den Boden der Vereinigten Staaten von Amerika.

Hinter sich eine Kindheit im großbürgerlichen Budapest, als Enkelin eines angesehenen Rabbiners und Tochter eines Psychoanalytikers, vor sich ein bewegtes Leben zwischen vielzähligen Orten; nur an wenigen sollte sich Susan Taubes fortan länger als ein Jahr aufhalten. Da waren unmittelbar nach der Ankunft in den Staaten die Monate bei Verwandten in Pittsburgh,

dann die Schulzeit in Rochester. Es folgten die erste Reise nach Europa kurz nach Ende des Zweiten Weltkrieges, die Studienjahre der jungen Philosophin am Bryn Mawr College, an der Universität Genf, der Hebräischen Universität Jerusalem und der Sorbonne, das Doktorat in Religionsphilosophie am Radcliffe College/Harvard. Zuletzt ein Leben als Schriftstellerin mit wechselnden Wohnsitzen in Paris und New York. Dazu immer wieder ausgedehnte Reisen: nach England, Italien, Frankreich und Spanien, in die Schweiz und durch Südosteuropa, in die Karibik und nach Mexiko.

Im September 1969 brach Susan Taubes zu einer letzten großen Reise auf, beinahe genau zwei Monate vor ihrem Freitod am 6. November 1969 auf Long Island. Das Ziel war Budapest: Fluchtpunkt für eine immer gegenwärtige, gleichwohl fragile Erinnerung an die Welt des eigenen Aufwachsens und Ausgangspunkt für eine lebensgeschichtliche Aneinanderreihung von Erfahrungen der Trennung und des Verlusts. Die Stationen dieser Erinnerungsreise dokumentiert das »Budapest Journal«, ein Tagebuch, das Taubes unterwegs führte, bis zum 25. Oktober, da war sie bereits wieder auf dem Weg nach New York, ihrem letzten Wohnort. Halb Journal, halb intime Aufzeichnung, wechseln im Tagebuch Schilderungen des Alltagslebens von Arbeitern, Schriftstellern und Dissidenten im Budapest der 1960er und die Beschreibungen privater Empfindungen einander ab.

Im Eintrag, niedergeschrieben kurz nach der Ankunft in Ungarn am 6. September, schildert sie die Wiederbegegnung mit dem Haus in der Pasaréti út 35, einer Straße im Villenviertel des nördlichen Buda, wo Taubes bis zum zwölften Lebensjahr den größten Teil ihrer Kindheit verbracht hatte:

Late afternoon rush hour. Number five buses roared by at intervals of a minute. Small crowds at the bus stops even on P. ut. Got off around no. 21, walking up past beautiful but somewhat dilapidated large mansions, the lush flower gardens behind stone and iron and wire fences.

The wrought iron gate to #35 which had been flush with the sidewalk had been moved in closer to the house. It was open. A feeling of beauty and grief, unbearable, overwhelmed me, the green shutters, the verandah bright with plants, and more flowering plants tumbling from window, I couldn't recall terrace, wasn't sure to the green shutters, I checked the number again it would be crazy to suffer this powerful onrush of feeling in front of the wrong house, but yes it said 35 on the right of the gate.

(I was confused because the long alley leading up to the house lined with walnut trees and the front garden with flowerbeds had been displaced with part of a new small apt building, the house which used to be terracotta was painted yellow and a gray slate roof covered the flat terrace

top) and the outside steps at the right leading to the front entrance on the second floor with the rough stone. I remembered I walked up there home from school, and the bushes at the side leading to the garden in the back; now I remembered the green shutters; my dog wasn't on the flat stone balustrade, and I couldn't run up the steps to my home. The house more beautiful now that it had aged, grown rank. Kept trying to reason against sudden outrage and bitterness: But your father sold the house, they didn't take it from you. He sold the house. In vain, when the heart cried out against a pain deeper than political injustice, against time and change itself; intolerable that I should stand here as another, denied access to the house; intolerable to stand here after thirty years of disembodied rootless wandering. Intolerable this other person I was for [/] became through thirty years, was now and would continue to be, intolerable to be the person who ceased to live in this house. The surroundings haven't changed, along the steep street up the hill, the presence of cement troughs, mountain heaps of sand, brick piles, villas being built or renovated. And the bushes with their berries that fascinated me as a child.

Standing before the house twenty years ago I felt nothing. And even the sense of mourning produced by ruins and bombed bridges, part of me resented. Wanting this irrelevant episode to be over; to be on the train to Geneva; wanting to read my philosophy book; and afraid to open it in Budapest. Afraid (to find out that) the philosopher was put out of circulation, that very delicate, artificial, invented self. The house seen twenty years ago with strange, numb detachment, a frozen memory now thaws suddenly into live, raging, devouring monster of time.³

Die Wiederbegegnung mit den Plätzen und Wegen der Kindheit löst unvermittelt eine überwältigende Erinnerung aus, von der Taubes angenommen hatte, sie sei lange schon abgelebt. Die Wucht der jäh einsetzenden Trauer wird abgemildert nur für den Augenblick einer tragisch komischen Vorstellung, sie könne sich durch ein bloßes Versehen im falschen Moment Bahn brechen. Dann aber setzt das Wiedererkennen der zugewachsenen Veranda, der gealterten Hausfassade einen Prozess in Gang, in dem historische Geschehnisse und persönlich Erlebtes, jahrzehntelang als voneinander Abgetrenntes im Gedächtnis »eingefroren«, mit einer unerwarteten Plötzlichkeit in die Gegenwart dieses Septembertages im Jahr 1969 gelangen und dabei unaufhaltsam ineinanderfließen: das Schulmädchen, das von einem Tag auf den anderen nicht länger die Stufen zum Eingang dieses Hauses hinaufrannte, die junge Studentin aus Amerika auf dem Weg nach Genf, die zwei Jahre nach Ende des Krieges mit versteinelter Distanz auf

die Trümmer jener Landschaft blickte, die sie acht Jahre zuvor auf der Flucht vor den Nationalsozialisten verlassen musste – jetzt die erwachsene Frau, welcher der Zutritt in das Haus ihrer Kindheit verweigert wird.

Wogegen jetzt das »Herz protestiert«, ist eine Gedächtnisstrategie, die für Taubes im Laufe von Jahrzehnten zur Überlebensstrategie wurde. Gegen das kontinuierliche Vergehen von Zeit setzte sie die Vorstellung, dass Verlorenes und Unwiederbringliches an unterschiedlichen Orten und Zeiten weiterhin, wenn auch unabhängig voneinander, existieren. Jeder neue Verlust und jede weitere Trennung wird von einer immer anderen Person erfahren. Die Unmöglichkeit, für die Länge eines einzigen Lebens ein und dieselbe zu bleiben, war ein Gedanke, den sie schon als Kind erahnte und der im Rückblick an Bedeutung gewann. Als Taubes mit Ende zwanzig die Philosophie aufgab, um sich von nun an dem Theater und vor allem dem literarischen Schreiben zu widmen, begann sie, den bis dahin mal mehr, mal weniger latent vorhandenen Gedanken zu einem autobiographischen Erinnerungskonzept auszubauen.

In einem aus den 1960er Jahren datierenden Konvolut aus Taubes' Hinterlassenschaften mit der Aufschrift »Old Unfinished Stories« finden sich Notizen über ein grundsätzliches Gefühl, die Erscheinungen ihrer Umgebung in keinen lückenlosen Zusammenhang einordnen zu können:

The commonplace assumption that a person has a self, soul or core of some sort which he is born with and carries with him from cradle to the grave, the idea that one is the same person from one day to the next and so on throughout one's life, the basic assumption of self identity was a tenet I questioned since early childhood even before I could properly express it, I was surprised that in other people's mind I existed as »somebody else«, i. e. not the fleeting changing multiplicity I experienced but as entity of some sort. As a child it was clear to me that should I in the course of time turn into a grown up*, this grown up would be someone else to whom the child I was then would be like a stranger. (Deceptive sense of continuity was part of system of conventions set of routines, relative permanence of scene, being surrounded by more or less the same faces. And I can confirm in retrospect that any radical and sudden change in scene or persons like moving to a different city or a new teacher did in fact precipitate first a period of disorientation, confusion numbness followed by a metamorphosis [...].

* Whenever I hesitatingly entertained this possibility it was clear [/] answered by adults – What will you be when you'll grow up?†

Die Äußerung ist gegenstrebig: Einerseits stellt sie die allgemeine Annahme eines unverbrüchlichen, identitätsstiftenden Kerns im Innern eines jeden Menschen in Frage, andererseits setzt sie die Spur einer lebensgeschichtlichen Kontinuität voraus, wenn sie rückblickend aus der Ich-Perspektive von jenem frühen Stadium der eigenen Kindheit spricht, in dem sich Empfindungen noch nicht in Worte artikulieren ließen. Was sie dann allerdings beschreibt, ist ein Kontinuum von Diskontinuitäten: Abrupte wie radikale Veränderungen von Aufhalten und persönlichen Beziehungen lassen jeden Eindruck einer ruhig und bruchlos voranschreitenden Entwicklung von Persönlichkeit als trügerisch erscheinen. Stattdessen bewirkt jede Erschütterung sicher geglaubter Verhältnisse eine immer neue Verwandlung in der Folge von Orientierungslosigkeit, Verunsicherung und einem Gefühl von Betäubung. Was zwischen der Erwachsenen und dem fremd gewordenen Kind Beziehung stiftet, ist damit eine Zeit, die nicht einfach vergeht, sondern deren Dimensionen über verschiedene, scheinbar unzusammenhängende Orte aufgefächert sind. In einem anderen Tagebuch, entstanden auf einer Reise durch Frankreich und Italien – Taubes unternahm sie gleich nach dem Abschluss ihrer Dissertation im Sommer 1956 –, liest man inmitten von Überlegungen zu Architektur, Religion und Kunst, zugleich im Anschluss an eine Schilderung, wie der Anblick einer Schlachtereiauslage bei ihr Bilder aus den Vernichtungslagern evoziert:

The topography of the soul is discontinuous full of gaps, chasms, uncommunicating summits + valleys a broken landscape with no passageways between the summits of beatitude and the precipices of horror, no bridges between its summers + winters; a turn up landscape that cannot be gauged to a single compass, cannot be mapped on one graph. Hell + Heaven + are deep + high in their own separate orbits. Hell's deep is not in contrast (relation) to heaven's high ~~one~~ in any space, on one plan, by the same unit measure. They are on different planes and between the different planes there is no traffic except the spirit the incomprehensible wind, nor communication, connection, intercourse.⁵

Die Seele ist nach vielen tradierten Auffassungen eine im menschlichen Körper lokalisierte Instanz, die Einheit und Kontinuität eines Individuums garantiert. Für Taubes indes ist das eigene Ich immer schon eine veränderliche Vielgestalt; diese ist nicht an die Grenzen einer einzigen, fest umrissenen Physis gebunden. Im Tagebucheintrag erscheint die Seele als ein Gelände, dessen Höhen, Tiefen und Weiten weder räumlich vermessen werden können noch durch die Zeiten hindurch einander berühren: kein Austausch, keine Verbindung, kein Verkehr zwischen ihnen. Was aber

begründet dann diese umgestülpte Topographie von Bergen und Klüften, Glückseligkeit und abgründigem Schrecken? In welcher Beziehung stehen die Winter und Sommer, die unterschiedlichen Ausdehnungen von Hölle und Himmel? Und von welcher Natur ist der unergründliche Hauch, der sich zwischen ihnen bewegt? So komplex die Bedeutungsvielfalt des »spirit« ist, so sehr eint sie ihr Bezug auf den bewegten Hauch als Voraussetzung für das Leben, den Atem als das Leben selbst. Viele der hinterlassenen Schriften von Susan Taubes zeugen vom Versuch der Übersetzung einer solchen von Erschütterungen angetriebenen Bewegung des Lebens in ein Schreiben – sei es als theoretische Reflexion über Situationen von Entfremdung und Ortlosigkeit, sei es in eine poetische Sprache, die selbst die Spuren von Schock und Zerstreuung trägt.

Was bedeutet dies für die Darstellung eines Lebens und Schreibens, das sich auf derart extensive Weise zwischen Geographien und Sprachen, den unterschiedlichsten Verortungen als Künstlerin und Philosophin bewegt? Es ist der Versuch, die ins Schreiben übersetzten Bewegungen in Teilen zu entziffern. Zudem ist es der Versuch, entlang des Entzifferten die voneinander geschiedenen Orte aufzusuchen, an denen das Kind, die junge Philosophin und die Schriftstellerin ihr je eigenes Leben in ihrer je eigenen Zeit lebten. Den Wink für ein solches Unternehmen geben die Hinterlassenschaften von Susan Taubes selbst. Neben ihren Tagebüchern und Briefen, Entwürfen und Manuskripten gehört dazu auch ihr einziger zu Lebzeiten erschienener Roman, Taubes' letztes großes literarisches Projekt.

Als Susan Taubes sich im November 1969 das Leben nahm, geschah dies wenige Tage nach Erscheinen ihres Romans *Divorcing* bei Random House in New York. Erzählt wird die Lebensgeschichte der jüdischen Intellektuellen Sophie Blind, geborene Landsmann, und zwar aus der Perspektive einer Toten. Protagonistin und Romangeschehen weisen zahlreiche Ähnlichkeiten mit der Autorin und ihrer Biographie auf. Erst im letzten der drei großen Kapitel (das vierte hat die Kürze eines Epilogs) werden Sophies Erinnerungen an eine Kindheit im Budapest der 1930er Jahre und die Emigration kurz vor Beginn des Zweiten Weltkrieges nach Amerika entfaltet. Dafür hat der Leser gleich am Anfang von ihrem Unfalltod erfahren, kurz darauf ihrer Beerdigung beigewohnt und schließlich an ihrem Totenbett einem Gespräch des hinterbliebenen Ehemanns – der Gelehrte und Rabbiner Ezra Blind – mit seinen Schülern zugehört. Mit dem Wechsel der mal fantastisch, mal grotesk inszenierten Schauplätze ereignen sich Verwandlungen: Eine Hochzeit wird zum Totenbegräbnis, ein wissenschaftlicher Kongress mündet in eine Gerichtsverhandlung. Dazu kommt ein rasches Übereinanderblenden

der unterschiedlichen Orte, an denen Sophie sich aufgehalten hat – darunter New York, Jerusalem, Paris und Budapest – und ein fortwährendes Ineinandergleiten von erzählten Zeiten, dies aus der Perspektive einer Toten und mitunter einer Lebenden, die denkt, sie sei tot.

Taubes wollte ihr Buch denn auch ursprünglich »To America and Back in a Coffin« nennen. Im Verlag hielt man diese Formulierung jedoch für zu sperrig, und so fand sie sich mit *Divorcing* ab⁶, ein Wort, das in erster Linie »Ehescheidung« meint und damit die Neugierde der Leserschaft auf ein Detail im Privatleben der Autorin lenkte, ihre Ehe mit dem Religionsphilosophen Jacob Taubes.

Verstärkt wurde dieser Effekt 26 Jahre später, als die deutsche Übersetzung unter dem noch irreführenderen Titel »Scheiden tut weh« im Feuilleton große Beachtung fand, und zwar nahezu durchgehend unter der vollständigen Identifizierung von Romanhandlung und Protagonistin mit der Autorin und ihrer Lebensgeschichte. Der Klappentext bezeichnet das Buch als »autobiografische[n] Roman« und »Susan Taubes' Testament«, begegnet damit einer geläufigen Erwartung an die Autobiographie, nämlich als Vermächtnis ihres Autors. Dieser Vorstellung entspricht *Divorcing* aber gerade nicht. Hier geht das Ableben der Autorin dem Romans voraus. Der Entschluss, darin eine Tote sprechen zu lassen, impliziert einen entscheidenden Hinweis auf die Quellen für eine Biographie über die Autorin: Dort, wo ein Leben zu Ende geht, bleiben Hinterlassenschaften zurück – oft ungeordnet und unvollständig, mitunter verborgen und vergessen. Sie sind es, die Auskunft über ein Leben geben können.⁷

In einer Passage soll Sophie Blind, deren Körper gerade auf einem Seziertisch in Einzelteile zerlegt wird, vor einem Gericht alter Herren Zeugnis von sich ablegen. Daraufhin verweist sie zunächst auf die amtlichen Dokumente über ihren juristischen Status und ihren körperlichen Zustand wie Pässe, Einbürgerungsurkunden und Röntgenbilder. Dann aber erinnert sie an vergessene Veröffentlichungen und Aufzeichnungen, die in einem verlorenen Koffer zu suchen seien:

[...] fast hätte ich meine Veröffentlichungen vergessen, die Seminararbeiten, Dissertation usw., in der Kartei. Lassen Sie Ihren Sekretär nach dem Koffer suchen, in dem sich all meine Aufzeichnungen befinden und der – bei wem? – hinterlegt ist ... Sie können von mir nicht erwarten, daß ich mich an alles erinnere. Ich muß wiederholen, ich habe nichts Persönliches anzugeben, alles über mich ist öffentlich, es liegt Ihnen vor.⁸

Das Private öffentlich, das Veröffentlichte versteckt, jede Unterscheidung zwischen innen und außen aufgehoben. Damit gibt Sophie, deren Glied-

maßen sich mittlerweile in verschiedenen, im Gerichtssaal herumstehenden Behältnissen befinden, einen Hinweis auf die Quellen, die ihr Leben bezeugen. Auf die unzuverlässigen Erinnerungen eines dermaßen zerteilten Ichs kann sich niemand berufen, genauso wenig wie auf das, was die Herren über die Tote zu wissen meinen. Stattdessen gilt es, jene hinterlassenen Schriften aufzusuchen. An diese richtet die Biographin ihre Fragen nach einem Leben und Schreiben, in dem die Erfahrungen von Verlust und der Abwesenheit eines Grundgefühls, Akteurin der eigenen Lebensgeschichte zu sein, unauflöslich miteinander verknüpft sind. In der Zerlegung des eigenen Körpers, dem Zugriff von Pathologen, Richtern und Wissenschaftlern überlassen, artikuliert sich die äußerste Steigerung eines solchen Gefühls.

Taubes' letztes großes Romanprojekt war nicht der erste Versuch, das Problem einer am eigenen Leib erfahrenen extremen Entgrenzung erzählerisch zu perspektivieren. Aber im Gegensatz zu den meisten anderen nachgelassenen Erzählungen und Romanen verbindet sie hier Traumbilder und surreal anmutende Szenerien mit sehr realistischen Darstellungen, in die historische wie subjektive Erfahrungen der Autorin eingehen. Erzählt wird auf diese Weise die Geschichte einer jüdischen Familie in Ungarn, eine Geschichte von Vertreibung und einer nicht endenden Erfahrung von Fremdsein an den Orten der Flucht. Dabei spricht nicht die Stimme eines Gespenstes oder einer Untoten. Es ist die eines Ichs im Stadium der Zersetzung. Der Abstand zwischen den Erinnerungen eines solchen Ichs und dem lebendig erzählten Leben könnte größer nicht sein. Jeder Versuch, zwischen beiden Identität zu stiften, scheint vergeblich.

Unter Taubes' nachgelassenen Papieren befinden sich frühe Entwürfe für den Roman, darunter die mit vielen Streichungen und Zurücknahmen versehene Skizze für eine Vorrede. Diese zeugt noch vom Ringen um die Möglichkeit, zwischen einer physisch unversehrten Autorin und dem Roman ihres Lebens jeden Anschein von Identität von vornherein zu zerstreuen, dabei dennoch eine Spur jener Verbindung zu legen, die Taubes in der früheren Tagebuchnotiz mit dem Hauch des Lebens umschrieb:

Prolegomena

Preface to an Autobiography

PROCLAMATION

Sophie Alexandra Landsman

MTS is the pseudonym of a real person writing this book about MTS SAL. And she is really writing it. She, not ~~somebody~~ someone else. (In New York City ———season year[])

The room where she sits, or as it happens paces (a peripatetic writer?) her desk, her walls, her dress, her height, posture, the current color of her hair, pattern of wallpaper, bedspread, carpet, view from window whether she writes on a table or a desk whether it stands in the middle of the room or against a wall, whether she sits stands or writes in bed – may be must be [/] is best left to the reader's imagination who must besides by now wonder why if she herself is writing this, she does not write in the first person (~~as-is-customary~~)

* suggest other places:

café

waiting room of train or bus station, boat train plane –

~~Why isn't MTS writing this in the first person..~~

~~By why, the reader may wonder hasn't she at least written this preface this brief proclamation in the first person? But that's because you don't know her, nothing about her at all and what she had been doing all these years and how after finding herself a little girl in a jewish family in Budapest and leaving that behind to come to America she started writing and married and had children and went on writing and is still writing – and she was never deliberately trying to be difficult, nor now, It's only a preface you say, but it is a preface you see, if she were to appear in [/] her own [/] person but then you see she would have to get dressed and put up her hair and worry about the proper shoes and earring for a preface and she doesn't want to be bothered with all that and serving you tea or having to decide whether to ask you for dinner because when she entertains she entertains and she's too busy writing this book to worry about dress and she only entertains people she knows very well and I and you she does not know at all nevertheless she is writing this book for you as much as for the people she entertains in person and right now this is more-² important than-³ dressing to-¹ entertain you~~

especially since it's only for a preface – because there is no difference in the [x] preparations, the makeup and the dress whether you make a two minute speech before the curtain or have the leading role in a five act play. She's spent so much time inventing roles and playing them whether she was going out on a real date or writing about a fictitious person going out on an imaginary date it began to look like reality was sustained by fiction and fiction, at least what she was writing was the nearest she came to anything real and it wasn't close enough besides now she is really

in her room writing leave her in peace and in the years before she lived really even if she did not know it was really she;

* and maybe she is travelling or not quite settled

Now this is enough. MTS is writing. Leave her in peace. She is writing this book about MTS in the third person. It is her wish. end

~~But if you wish to think she is merely being difficult, if it pleases you to picture her thus, an indolent foolish woman alone in a room, instead of going out or entertaining — and if you're a man or a man's sort of woman you're bound to set off at the start by the mere fact of a woman alone in a room writing, — why isn't she cooking for a man? well she has done all that [x] what is expected of a woman for many years, cooking and cleaning, and delivering babies in her time lived a life that a man's sort of woman would approve and now she's done enough going out and entertaining for a time and now she just wants to be left in peace to write this book; so think of her as somewhat foolish, difficult or just too lazy to get dressed but if you think if you really think as you get a little further that it's pure caprice or her special situation if you think it's easy for other people easy for yourself then you things are not so difficult for other people never so difficult for yourself then you are simply not remembering or deceiving yourself.~~

But first the plain historic fact that MTS was born

~~It was easy to begin this book because in Budapest, the Capital of Hungary in 1928 and what this can mean to you.~~⁹

Der monologisch mäandernde Text verrät zum einen, dass das Romanprojekt durchaus als ein autobiographisches angelegt war. Allerdings verschwimmt die Trennlinie zwischen dem fortwährenden Entwerfen und Spielen neuer Rollen im eigenen Leben und der Erfindung imaginärer Charaktere in einer Erzählung oder einem Roman. Mehr noch: Im Schreiben wird das Leben erst real. Mit der Feststellung aber, dass es in der Literatur niemals einen Grad der absoluten Annäherung an das Leben geben kann, eröffnet der Text nicht allein durch die Vielzahl an Streichungen ein Vexierspiel von unverschleierte Hinweisen auf eine Verschleierung von Identität: zwischen Lebenswirklichkeit und Imagination, zwischen der Stimme, die anstelle des Ichs der Autorin spricht, und der erinnerten Stimmen, die diese Autorin künftig sprechen lassen wird, zwischen der wahrhaft existierenden Schriftstellerin und der Nennung potenziell erdachter Orte, an denen sie sich zum Zeitpunkt der Abfassung dieser Vorrede befinden könnte.

Gleich zu Beginn werden die Namen Sophia Alexandra Landsmann und MTS – die Abkürzung steht für Maria Theresia Staubmann – als wechselnde Pseudonyme für die Autorin eingeführt. Dann verweigert sich die Autorin der von einer Autobiographie üblicherweise erwarteten Ich-Perspektive. Die Erzählstimme verteidigt diese Entscheidung und begründet sie damit, dass die Autorin für die Übernahme einer solchen Perspektive weder den Leser noch den Sprecher dieser Vorrede gut genug kennen würde. Sich ihnen in der ersten Person zu präsentieren würde der Autorin daher eine Maske, die Positur der unterhaltsamen, attraktiven Schriftstellerin abverlangen; die Vorkehrungen dafür aber würden sie gänzlich vom Schreiben abhalten. Damit wird die Spur einer Verbindung gelegt zwischen dem Leben, das es zu erzählen gilt, und dem, was der Leser über die Autorin *nicht* weiß – und das ist alles, was sich jenseits und abseits der erwähnten Haltepunkte eines Lebenslaufs abspielte, einer Kindheit in Budapest, der Ankunft in Amerika, den Jahren als patente Hausfrau, Gattin und Mutter: Gemeint sind die Augenblicke, in denen sie immer von Neuem ansetzte zu schreiben: »she started writing and married and had children and went on writing and is still writing«.

Wer also meint, mit diesen biographischen Hinweisen sei alles Wesentliche über die Schriftstellerin gesagt, und das Spiel mit den entgleitenden Perspektiven sei lediglich die Caprice einer Frau, die sich nicht zur Erfüllung der ihr in all den Jahren zugewiesenen Rollen aufraffen kann, der »erinnert schlichtweg nicht«. Das heißt, er kennt das unwegsame Gelände der Seele nicht und weiß nichts von den Plateaus und Abgründen, wo Geschehenes und Erlebtes ihr Eigenleben führen, voneinander unberührt und unzugänglich – solange wir die Schriftstellerin nicht endlich in Ruhe schreiben lassen.

Die »Prolegomena« für eine Autobiographie bekam die unbekannte Leserschaft am Ende nicht zu Gesicht. Die Entscheidung, im letztgültigen Manuskript eine Tote erzählen zu lassen, hat mit einem Schlag die gewunden formulierte Ausweglosigkeit, mit der sich die lebendig am Schreibtisch sitzende Schriftstellerin plagte, kondensiert. Als wiedergefundene Hinterlassenschaft der Philosophin und Schriftstellerin Susan Taubes gibt auch die verworfene Vorrede gleich mehrere wichtige Hinweise für eine Biographie über die Autorin:

Es gilt ihre vielen Autorschaften zu entdecken, die mit der schlichten Tatsache ihrer Geburt im Jahr 1928 in der ungarischen Hauptstadt ihren Anfang nahmen. Damit geht es auch um die historischen Geschehnisse und persönlichen Erfahrungen, in deren Horizont dieses Schreiben all die Jahre

hindurch einsetzte, unterbrochen wurde und fort dauerte. Und schließlich: Alles hängt vom Wissen um die Erinnerung ab – von ihrer Lückenhaftigkeit und Veränderlichkeit, ihrer gelegentlichen Unzugänglichkeit und der Wucht, die sie manchmal entfaltet – und davon, was das Erinnerte für uns als Leser bedeuten kann.

Warum Paris

Unter den verworfenen und ausgesonderten Szenen für Taubes' Roman *Divorcing* findet sich ein Kapitelentwurf, überschrieben mit den Worten: »Why settle in Paris«. Das fragt sich Sophie Blind vor einem ihrer vielen Umzüge, diesmal von New York in die französische Hauptstadt.

Die Antwort lautet: Weil sie ihren Kindern etwas mitgeben wolle, und zwar das Wertvollste, was sie in ihrem Leben je hatte, gleichgültig, ob sie es wirklich besitzt oder ob es sich um Gewesenes oder Erträumtes handelt. Dieses Kostbarste ist die Erfahrung, an einem Ort aufgewachsen zu sein, an dem alles seinen Platz hat, ein Gefüge von landschaftlicher und architektonischer Harmonie, erfüllt von den Liedern und der Poesie einer Nation, die sich weder über Aus- noch Abgrenzung, sondern allein über Zugehörigkeit definiert. Was damit beschworen wird, ist nicht das Paris der erzählten Gegenwart, sondern die Hügel- und Flusslandschaft ihrer ersten zehn Lebensjahre:

Why settle in Paris

Like most parents Sophie wanted to give her children what in her life she most treasured whether in having or in wanting; and both have at least and all that she had that was good, not to suffer and have all or some of what she dreamed and did not have.

What she had had was not there to bequeath, not like a family heirloom or code treasure that could be transported from place to place; it was simply the place she [x] for the first ten years of her life, actually five, a villa with garden and a city; and a nation everything connected with it, a certain slope on a hill, bridges, holidays, etc poems she could not bequeath, having left it and been away from it (in another language) and since then city ruined that rebuilt and became what in her american highschool years she learned (~~newspaper~~) was called a Soviet satellite; so this she did not have to give but something similar and better in some ways; a city with bridges, squares, gardens and people who cared, who corrected your child if it misbehaved on bus; and where you sang songs and memorized poetry at school.¹⁰

Wie beim Erwachen aus einem Traum wird die Beschwörung der Landschaft unterbrochen durch ein jähes Gewährwerden, dass diese durch die Generationen hindurch nicht weitergegeben werden kann, weder als Sehnsuchtsort noch als realer Aufenthalt – nicht diese Villa mit diesem Garten und nicht diese bestimmte Neigung eines Hügels. Denn die Plötzlichkeit des einstigen Aufbruchs fiel in nicht synchronisierbare Bewegungen auseinander. Die integralen Bestandteile eines Lebens wie Gärten und Brücken, Rituale und Sprache blieben für immer an dem Ort, wo all dies miteinander in Beziehung stand, während das Mädchen fortging. Jahre später lernte sie auf einer amerikanischen High School, dass sich das Land, das sie einst hinter sich lassen musste, in der Folge politischer Neuordnungen radikal verwandelt hat. Der Weg zurück wurde dadurch doppelt versperrt: Das Grenzgebiet des jetzigen sowjetischen Satellitenstaats war abgeriegelt; dazu der Abstand der Zeit, angefüllt mit den Rekonstruktionen von Zerstörtem, welche die Spuren und Relikte von einst Erlebtem und Erlittenem verbergen. Das Erlittene aber will Sophie ihren Kindern ersparen, so setzt sie ihre Antwort auf die Frage ›Warum Paris?‹ fort:

And what she did not have – more complicated; easier to say what she had and wanted it different for them; didn't want them to have what she had growing up in America, not that not that; even though New York was not like Pittsburgh or Buffalo but had something you could belong to and love and hate, it was too dangerous and alone might not be able to protect them from those dangers.

So at least she was eliminating, preventing most frightening possibility. And if Paris was not right; Switzerland was around the corner; and a Swiss chalet in the mountains with fresh butter and apples red and yellow and a lake and cows and meadows and snow all winter was any child's dream one just had to make sure the people who ran the chalet were nice.¹¹

Das erfahrene Leid begann mit dem Versetztwerden in ein Land, wo Verbundenheit und Zugehörigkeit nur Ausnahmen sind. Im Verlust dieser Qualitäten besteht die besondere Gefahr für ein Leben als Kind in Amerika. Für die erwachsene Sophie wird ein solcher Verlust schließlich zur Aussicht, die größtmögliche Angst erzeugt. Und so trägt jeder Ort fern von dieser besonderen Angst und Gefahr immer schon die Züge einer verlorenen Landschaft der Kindheit, ganz egal ob es die Gärten und Brücken von Paris sind oder eine Almwiese in den Schweizer Bergen.

Die Bilder, die zu Beginn dieser literarischen Skizze anklingen, ähneln, so stereotyp und unspezifisch sie zuerst auch scheinen, jenem Anblick, der im

September 1969 das über Jahrzehnte aufrechterhaltene Erinnerungskonzept der Autorin Susan Taubes kollabieren ließ. Das Haus in der Pasaréti út 35 und die mit Walnussbäumen gesäumte Auffahrt riefen bei der Besucherin des Landes hinter dem Eisernen Vorhang augenblicklich Erinnerungen hervor, deren Bestandteile sich nicht weiterhin voneinander getrennt im Gedächtnis »einfrieren«¹ ließen. Zwar hatte Taubes viele erinnerte Details wie die Gewächse im Garten oder die Farbe der Fensterläden schon früher in unzähligen Szenenentwürfen und schließlich im Roman *Divorcing* verarbeitet, etwa die ausgelassene Walnussernte im Frühherbst mit dem Vater und den Dienstmädchen, verträumte Sommertage im hohen Gras einer Wiese hinter dem Haus, die einsamen Erkundungen des Mädchens durch die verwinkelten Flure und Räume des Hauses an stillen Nachmittagen, wenn der Vater in seiner Praxis war und die Mutter abwesend. Was bei Taubes aber den Schock an der Schwelle zum Haus ihrer Kindheit auslöste, war nicht in erster Linie die Konfrontation mit den greifbaren Bezugspunkten für diese Erinnerungen. Es war die nachträgliche Bedeutung, die diesen aus der Perspektive der Erwachsenen plötzlich zukam, nämlich als Erinnerungen an eine Welt, in der alles – auch die Einsamkeit – einen Ort hatte. Diese Orte hingen zusammen, waren über Brücken, Plätze und Wiesen miteinander verbunden. An sie konnte man an der Hand der Eltern, mit dem hölzernen Tretroller oder mit der Straßenbahn gelangen, genauso wie durch Gedankenspiele und Phantasie Reisen.

Taubes' Roman *Divorcing* skizziert mit Sophies Erinnerungen die Umriss einer Welt, in der ein Kind sich orientieren konnte, auch wenn diese Welt zuweilen unverständlich und widersprüchlich war. In einer früheren Fassung des Romans mit dem Arbeitstitel »The Crossing«² fallen die Kindheitsepisoden wesentlich detailreicher aus, zudem sind sie ausdrücklicher mit jener Frage nach dem diskontinuierlichen Erleben von Geschehnissen und Zeitlichkeit verknüpft, die auch Ausgang für Taubes' autobiographisches Erinnerungskonzept war. So setzt das Kapitel »Beginning in Budapest« mit Sophies ersten Erinnerungen an ein Bewusstsein über genau diese Frage ein; dabei sind es ihre Aufzeichnungen, anhand derer sie sich darüber vergewissert:

According to her own records Sophie Alexandra Landsman begins around the age of five living in a red villa in the hills of Buda riding her wooden scooter uphill and downhill. It was just a board on wheels with the rudder leaning slightly toward her and handlebars carved just right for gripping, and it was wonderful. She kicked the ground away from herself and rolled. Sometimes she dragged her scooter into the fields and

rested. She lay down in the grass. She looked for a place to rest in the sky, away from the sun, with no clouds passing through, no hilltops showing. But everything was flying, throbbing and astir. She closed her eyes and listened to sounds coming from the grass, sounds in the wind and the trees and her own body. When she was rested then she ate whatever she had stuffed in her pocket before leaving the house: cookies, cherries, or just a fistful of groundnuts. She took her scooter back to the paved streets, kicked the ground away and rolled on.

In the house it was very different. There were many interesting things to look at in the different rooms, but she didn't feel at home. She went to her room whose window looked out on the back garden where she could watch the servants and listen to them talking outside the kitchen door. She heard the maid and her boyfriend whisper, and the cook call to the chickens in bird language. In her room she was drawing. She had lots of colored pencils, paper and old notebooks. She had a treasure box which she hid in different places from time to time and where she kept secrets. But she was most herself outside riding her scooter, or the minute she woke up in the morning impatient to be out in this new day, to walk in it and feel it around her, ~~a still day or a storm day, wet or dry, the rain soft of lashing, the rain sometimes invisible, a thickness in the air or smells rising from the drenched fields when the sun came out. ...~~ In the mornings some gray some clear, some dazzling white, was being most herself.

She came out of nowhere, one day she simply appeared, if anybody asked. She came, out of the sky, out of the meadow, out of the cracks in the pavement and walls. She was always there. It began to dawn on her sometime in the summer of her fifths year. It was after they had moved into the red house in Buda, it was sometime in the summer of her fifth year, she knew that. It was before the walnut were ripe enough to pick on the row of trees that lined the long gravel path leading from the street through an iron gate up to the house where they lived.

It was a strange and wonderful world. Actually you were in many worlds: each was complete and separate. You didn't know how you got from one into the other. Suddenly you found yourself there. You could be doing different things at the same time and be in different places at once.¹²

Die Erlebnisse der Fünfjährigen lassen sich nicht einfach in ein bruchloses Kontinuum vergehender Zeit einfügen. Im Rückblick waren die Koordinaten in der Welt des Kindes zwar überschaubar. Dennoch bestanden die Umriss dieser »herrlichen Welt« in keiner territorialen Begrenzung, im Gegenteil: Hier war alles in Bewegung. Unter dem Himmel fand das

Leben an vielen Orten statt, erfuhr das Kind eine ungeheuer lebendige Präsenz. Ob beim Fahren mit dem Roller durch das Villenviertel, ob in den eigenen mit Buntstiften gemalten Welten oder beim Belauschen des Kochs, wie er mit den Hühnern in Vogelsprache sprach: »She was always there.« Obwohl der Garten um die rote Villa nur durch ein Eisentor betreten werden konnte und die Kuppen der Hügel von Buda mitunter die Sicht auf den Horizont verstellten, waren diesem »Fliegen und regem Pulsieren« keine Grenzen gesetzt, man konnte überall hingelangen, wenn es auch manchmal rätselhaft war, auf welchen Wegen das geschah.

Sophies Gefühl, ihre Anwesenheit auf mehrere, einander überlappende Orte und Zeiten aufteilen zu können, und ihr Unvermögen, den eigenen Körper als fest umrissene Größe wahrzunehmen, erinnert ebenfalls an die Äußerungen von Taubes über das Problem der Identität. Danach erahnte sie schon als Kind, dass ihre Selbstwahrnehmung nicht im Einklang stand mit derjenigen der Menschen, die sie umgaben. Auch Sophie beschäftigt diese Diskrepanz zwischen sich und den anderen. Nur wenige Sätze weiter heißt es im Manuskript von »The Crossing«: »Sophie didn't know if it was in her head thinking or just in the fact of not being able to see her body as clearly and as whole as saw others and others saw it.«¹³

Erste Fremdheitserfahrungen klingen hier an, genauso wie in der vorangegangenen Bemerkung, sie fühle sich von den vielen verschiedenen Räumen im Haus ihrer Eltern zwar angezogen, aber keineswegs in ihnen zu Hause. Erfahrungen von Fremdheit, die zu diesem frühen Zeitpunkt jedoch nicht so sehr von schmerzhaftem Verlust geprägt waren, sondern vielmehr vom Glück, die eigene Vielgestaltigkeit in einem unendlich sich wandelnden Raum zu erleben. So heißt es weiter von der fünfjährigen Sophie:

Your body became different when you lay, your eyes open, under the sky. The sky had only more sky behind it, always itself endlessly and that was the happiest way to be. That was the way she saw the sky, and if she thought the whole world was inside a different substance, surrounded by a metal casing, it was a horrible thought and she refused to believe it. The sky continued endlessly itself with many round worlds in it, she didn't care how many stars how thickly grouped or scattered as long as the sky went on endlessly itself.¹⁴

Die vielen runden Welten waren das Zuhause für die vielen Personen, als die Sophie sich sah. Neue, unerwartete Ereignisse unterbrachen im Lauf der Jahre den gewohnten Fluss dieser Veränderungen. Dazu gehörten die Tren-

nung der Eltern, das neu gewonnene Wissen, als Jüdin nicht vollständig der sie umgebenden Welt anzugehören, und schließlich die erzwungene Emigration, über welche die nunmehr Elfjährige nicht mitentscheiden konnte. Diese und andere Ereignisse stellten sich zunehmend als eine Aneinanderreihung von Erschütterungen dar, in deren Folge die Gefühle von Freiheit und Aufgehobensein unter den unergründlichen Weiten des Himmels allmählich abgelöst wurden von solchen der Unsicherheit, Desorientierung und leiser Angst. Sie waren der Anlass für Verwandlungen, die sich bald nicht mehr fließend, sondern schockartig vollzogen; damit stellte sich nach und nach eine Empfindung von Zerrissenheit ein. Aus dem vertrauten Gefühl von Fremdheit wurde Entfremdung – eine Erfahrung, die die Romanfigur Sophie Blind, geborene Landsmann, mit ihrer Schöpferin Susan Taubes teilt.



Susan Taubes, Anfang der 1960er Jahre

1. Galanta

Susan Taubes kam am 12. Januar 1928 in Budapest zur Welt. Auf der ungarischen Geburtsurkunde, ausgestellt sechs Tage später, ist der Name Judit Zsuzsánna eingetragen, Tochter der Eheleute Dr. Salamon Feldmann und Margit Jozefa Ripper. Zu diesem Zeitpunkt war die bürgerliche Gleichstellung der Juden Ungarns im Zuge des österreichisch-ungarischen Ausgleichs seit gut sechzig Jahren rechtlich verankert. Damit wurde Taubes in die Welt einer europäisch-jüdischen Kultur hineingeboren, deren gesprochene Sprache neben Deutsch und Jiddisch in erster Linie das Ungarische war. Dazu befand sich diese Kultur in einem Prozess markanter politischer und ideologischer Umwälzungen: Die Haskala, Akkulturationsbestrebungen, zionistische Ideen und Verwicklungen in die Zugehörigkeits- wie Abgrenzungskonflikte zwischen einer ungarischen Mehrheit und den nationalen Minderheiten waren Jahrzehnte zuvor die Vorreiterinnen einer extrem heterogenen Entwicklung des jüdischen Lebens im Vielvölkerstaat. Die religiösen Orientierungen reichten von den orthodoxen, in Teilen chassidisch geprägten Bewegungen bis hin zu den Reformbewegungen – den sogenannten Neologen – und schließlich den Status-quo-ante-Gemeinden, die sich weder der einen noch der anderen Richtung anschlossen. Die Auseinandersetzungen innerhalb der jüdischen Gemeinschaft waren insbesondere im fortgeschrittenen 19. Jahrhundert geprägt von harten Polemiken. Dies ging mit einer bedeutenden religiösen wie intellektuellen Profilierung aller Strömungen einher, sowohl in den vornehmlich orthodoxen geistigen Zentren wie Pressburg, Eisenstadt oder dem westslowakischen Galanta – dort wuchs Taubes' Vater als Sohn des Rabbiners Moses Feldmann auf (1859–1928) – als auch in der Hauptstadt, wo die reformorientierten Kreise einen größeren Zulauf hatten. Nach diversen Memoranden der verschiedenen Gemeinden und schließlich auf Betreiben des Kultusministers tagte von November 1868 an drei Monate lang ein »Israelitischer Landeskongress« im Stadthaus von Pest; Ziel war die Errichtung einer zentralistischen Verfassung und Organisation der ungarischen Judenheit. Ein Streitpunkt war das jüdische Bildungswesen, insbesondere der Plan, in Budapest ein säkular

ausgerichtetes Rabbinerseminar zu gründen. Am Ende erkannte die Orthodoxie die von der Regierung ratifizierten Beschlüsse nicht an; dafür wurde sie 1871 nach einer Petition zur eigenen Körperschaft. Fortan waren die ungarischen Juden auch organisatorisch in drei Gruppen gespalten: die neologen Gemeinden, welche die Kongressbeschlüsse akzeptierten, die orthodoxen Gemeinden, welche die Beschlüsse ablehnten, sowie die Status-quo-ante-Gemeinden, die weder dem Kongress noch den Statuten der Orthodoxen folgten.¹⁵ Die großen Aufbruchsbewegungen ließen vor allem in der Hauptstadt neue jüdische Institutionen entstehen. Synagogen wurden gebaut, darunter das 1872 eingeweihte Gebäude der konservativen Status-quo-ante-Gemeinde in der Rumbach utca mit Wohnungen für Rabbiner und Lehrer. Dort lebte ab 1901 auch Moses Feldmann, Taubes' Großvater väterlicherseits, mit seiner Frau Josephin (1860–1948) und den gemeinsamen zehn Kindern. Zuvor hatte er jahrelang im orthodox geprägten Galanta gewirkt; als Rabbinatsassessor war er für die Entscheidung religiöser Fragen gemäß dem Talmud und dem jüdischen Religionsgesetz zuständig. 1877 eröffnete schließlich das reformorientierte Budapester Rabbinerseminar, heute die weltweit älteste noch existierende Einrichtung dieser Art. Hier sollten in Abgrenzung zu den orthodoxen Jeschiwot die künftigen Rabbiner neben dem Talmudstudium mit säkularem Wissen vertraut gemacht werden. Dazu verstand sich das Seminar als nationale, das heißt ungarische Einrichtung. Auch Moses Feldmann lehrte dort in den 1920ern jüdisches Recht nach dem *Schulchan Aruch*, einem religionsrechtlichen Kompendium aus dem 16. Jahrhundert, das vom orthodoxen Judentum bis heute als verbindlich angesehen wird.¹⁶ Der Eröffnung des Seminars war ein jahrelanger Protest orthodoxer Rabbiner vorangegangen, die mit einer Delegation bis zum Kaiser Franz Josef nach Wien gezogen waren. Zu den Protestierenden gehörte aller Wahrscheinlichkeit nach auch Moses Feldmanns Schwiegervater, der Rabbiner Simon Friedmann aus Galanta; von ihm wird überliefert, er hätte über das Budapester Seminar einen Fluch verhängt.¹⁷

Nicht immer lassen sich die Ereignisse um Susan Taubes' verschlungene Familiengeschichte sicher belegen. Als sie Mitte der 1960er Jahre mit den Recherchen für ihr großes Romanprojekt begann, aus dem später *Divorcing* hervorging, führte sie Interviews mit ihrem Vater und anderen ebenfalls in die Vereinigten Staaten emigrierten Verwandten. Dazu verschickte sie Fragebögen an weitere Familienmitglieder, die den Holocaust überlebt hatten und mittlerweile über die halbe Welt verstreut ansässig waren, u. a. in Kanada, Paraguay und Australien; nur ein Teil der Familie war in Ungarn geblieben. Liest man die Aufzeichnungen ergänzt um historische Quellen,

entstehen Bilder von Geschichten dreier Generationen, die auf geradezu schillernde Weise in die religiösen und politischen Spannungen jener Zeit verwickelt waren.

Die Genealogie ihrer Vorfahren väterlicherseits erstreckt sich bis ins Reich der Legenden. So schreibt Taubes in einem Exposé für das Radcliffe Institute for Independent Study, das ihr Romanprojekt mit einem Stipendium förderte:

The family background of grandparents: the one, daughter of a pious rabbi of renown in his own time and a legend still in my life time, both in Budapest and among Chassidic community in Brooklyn. His fame in Hungary rested on sayings as well as marginalia on talmud.¹⁸

Mit der legendären Gestalt ist niemand Geringeres gemeint als Taubes' Urgroßvater Simon Friedmann, jener orthodoxe Rabbiner in Galanta, der angeblich das Seminar verfluchte, an dem sein Schwiegersohn später lehren sollte; er trug den Beinamen »von Nyitra« nach seinem mutmaßlichen westslowakischen Geburtsort. Im Exposé folgen Spekulationen über die Herkunft des Familiennamens – ein gemäß dem Toleranzpatent von Joseph II. verordneter deutscher Name, der aber lange Zeit nur in offiziellen Dokumenten auftauchte –, dazu Vermutungen über eine angebliche Abstammung der Familie von den einst in Transsilvanien ansässigen Chasaren; das nomadische Turkvolk soll ungesicherten Annahmen zufolge vor Jahrhunderten nahezu vollständig im Judentum aufgegangen sein. Dann aber heißt es weiter über den »frommen Rabbiner«:

The daughter of the renowned Rabbi of Neitra was married to a son of the estate manager of Prince Esterhazy; the bridegroom, eighteen years old had distinguished himself in talmudic studies, was invited to give a sermon in Neitra. A wedding was arranged on the basis of the sermon – the couple met for the first time under the canopy – the rabbi's son-in-law was soon afterward designated as his successor. From what I understand my grandfather was not intending to be a rabbi, he had a philosophic mind, liked quiet and solitude: wrangling congregations and a house full of noisy and hungry children was not how he imagined for himself. He died shortly before I was born.¹⁹

Welche Verwicklungen verbergen sich hinter dieser kurzen Skizze, die genauso gut einem Roman des jiddischen Autors Schalom Jankev Abramowitsch (Mendele Moicher Sforim) entstammen könnte, in dessen Hand-

lungen mit Vorliebe die Welten des traditionellen Judentums und der Has-kala aufeinanderprallen?

Bei dem Bräutigam handelte es sich um Moses Feldmann, bei der Braut um Josephin, die Tochter des Simon Friedmann aus Nyitra. Über die sonstigen familiären Verhältnisse des legendenumwobenen Urgroßvaters von Taubes ist wenig bekannt, außer dass er mit seiner Frau Regina neben Josephin noch eine weitere Tochter und zwei Söhne hatte. Tradiert wurden von seinen Kindern und Enkelkindern vor allem Anekdoten. Diese ranken sich um Friedmanns charismatische, von Heiligkeit umgebene Erscheinung, eine an Fanatismus grenzende Gesetzestreue und die kompromisslose Haltung gegen jedwede Reform- und Emanzipationsbestrebungen innerhalb seiner Gemeinde. Als Lehrer war er bekannt für simple, aber prägnante Spruchweisheiten, die sowohl von seinen zahlreichen Schülern als auch von den Kindern und Enkeln wiederholt wurden, bis sie einen Status ewiger Wahrheiten bzw. augenzwinkernd kolportierter Familienwitze erhielten.

Zudem befeuerte seine unnachgiebige Haltung als Rabbiner gegenüber Neuerungen die religiösen Konflikte innerhalb der orthodoxen Gemeinde von Galanta. Neue Ideen erreichten auch die Kleinstadt. Ein Teil der Gemeinde war dafür aufgeschlossen, ein anderer kämpfte vehement für die unveränderte Überlieferung und Wahrung der schriftlichen und mündlichen Lehre der Thora, des Talmud und des *Schulchan Aruch*. Die Streitigkeiten drehten sich um den Grad der Gesetzestreue bei der Auslegung der Schrift. Nach Friedmanns Tod 1890 geriet sein Schwiegersohn Moses Feldmann als dessen Nachfolger zwischen diese Fronten, indem er selbst Gegenstand einer solchen Auseinandersetzung wurde.²⁰

Als Moses Feldmann im Alter von 31 Jahren sein schwieriges Erbe in Galanta antrat, lag bereits eine Kindheit in der kleinen ostslowakischen Gemeinde Pazdics hinter ihm, wo er als Sechsjähriger mit dem Talmudstudium begonnen hatte, sowie eine vielversprechende säkulare Ausbildung am renommierten Reform-Kollegium in Sárospatak. Er war gerade zwanzig Jahre alt, als er vom berühmten Rabbi Friedmann nach Galanta eingeladen wurde, um vor dessen Schülern zu sprechen. Kurz darauf heiratete er Friedmanns Tochter Josephin. Neun Jahre lebte er im Haus des Schwiegervaters und widmete sich Tag und Nacht dem religiösen Studium.²¹ Als dieser verstarb, beschloss die Gemeinde ihn in seiner Funktion als Rabbiner zum Dayan (rabbinischer Richter) und Moreh ha-Tzedek (Lehrer der Gerechtigkeit) zu bestellen, und zwar für drei Jahre. Als die Zeit verstrichen war, argumentierten einige, dass niemand zum Gemeinde-

bediensteten werden darf, der in Galanta Verwandte hat. Feldmann jedoch war mit dem ebenfalls dort lebenden Bruder seiner Frau verschwägert. In der Streitsache wurde das Thorarecht angerufen, ein Rabbinatskollegium sollte entscheiden. Es ging um die Frage, ob auch ein Rabbiner unter den Begriff »Gemeindebediensteter« fällt. Die »Feststellung« des Kollegiums, dass dies durchaus der Fall sei, löste eine Protestwelle unter den Befürwortern Feldmanns aus. Eine Zusicherung des Schwagers, die Gemeinde zu verlassen, kam zu spät. Die Entscheidung aber führte zum endgültigen Zerwürfnis zwischen den beiden Parteien und in der Folge zum seltenen Fall einer Koexistenz zweier autonomer orthodoxer Gemeinden am selben Ort. Feldmann aber verblieb in seiner Funktion in der weniger strikt ausgerichteten Gemeinde.²²

Allerdings: Unter den skizzierten Umständen gestaltete sich sein Leben in Galanta und das seiner Familie nicht einfach. Die religiösen Konflikte gingen weiter und wurden nicht nur in Debatten ausgetragen, sondern auch auf der Straße; eingeworfene Fensterscheiben und Prügeleien unter den Kindern der verfeindeten Erwachsenen waren an der Tagesordnung.²³ Dazu lebte die große Familie – Moses und Josephin bekamen zwölf Kinder, zwei verstarben früh, das letzte kam bereits in Budapest zur Welt – in bescheidenen materiellen Verhältnissen. Ein Großteil der drei Töchter und sieben Söhne, darunter der 1889 geborene Sandor, wuchs in der traditionellen Welt des jüdischen Shtetls auf, einer Welt, die von religiösen Praktiken durchdrungen war. Sie unterschied sich vollkommen von jenen Orten, an denen sie als Erwachsene ihr Leben verbringen sollten, sei es Budapest, sei es die amerikanische Universitätsstadt Rochester, in der Sandor S. Feldman zuletzt lebte, oder Pittsburgh, wo etwa sein jüngerer Bruder Philip (Fülöp) sich nach der Flucht vor den Nationalsozialisten aus Ungarn niedergelassen hatte und fortan den Namen Philip Fieldman trug. Er und seine Familie waren 1939 zusammen mit Susan und ihrem Vater auf der R. M. S. Aquitania emigriert. Für ihren Roman hatte Taubes neben dem Vater auch ihn über seine Kindheit in Galanta ausgefragt. Die Antworten der beiden Brüder bestanden in einer Vielzahl von Anekdoten und Einschätzungen; ein Teil ging als Erinnerungen von Rudolf Landsmann, Vater der Romanfigur Sophie Blind, in *Divorcing* ein. Unter Taubes' Originalaufzeichnungen findet sich die Mitschrift einer Äußerung des Onkels, für den die Beschwörung dieser nicht mehr existierenden Welt schmerzhaft war:

On your request, I will try to answer laconically your questions about our family. (He wrote to his niece.) For me it is partly painful to recollect and recapture the events of the lost past, but I will try.

Galanta: I remember we lived in a house with tramped earth floor and privy. We had pajamas, and in winter we wore boots – other times we ran around barefoot.

Galanta had two divided congregations, divided on religious issues, and they fought each other viciously as the Capulets and Montagues in *Romeo and Juliet*.

My father every morning collected in bundles the clothing of each of his children to escape easily in case of fire. Often when awakened during the night, I saw my mother bend over her foot-driven sewing machine. She fixed the clothing of the children.

I left this Hungarian town when I was 5 years old with my parents, 5 brothers and 3 sisters.²⁴

Sandor war bereits zehn, als die Familie nach Budapest zog. Seine Erzählungen aus Galanta gestalten sich plastischer als die des sechs Jahre jüngeren Bruders. Einem Vortrag für die Eastern Psychoanalytic Society über die Bedeutung biblischer Urszenen für die Entwicklung menschlicher Affekte stellt er eine Passage über seine persönliche Verwurzelung mit der jüdischen Tradition voran, in Gestalt längerer Ausführungen über das Aufwachsen im strenggläubigen Milieu. In ihnen überlagern sich Eindrücke von der Geborgenheit einer in sich geschlossenen, von zauberhaften Ritualen geprägten Kindheit mit der Erfahrung ihrer Gefährdung durch die eigenen, langsam wachsenden Zweifel einerseits und den herrschenden Antisemitismus andererseits.²⁵

Die Familie lebte in zwei bis drei Zimmern, die direkt an die Synagoge grenzten; diese diente gleichzeitig als Bet ha-Midrash (Lehrhaus). Lakonisch berichtet der Psychoanalytiker Sandor S. Feldman in seinen Aufzeichnungen von einer Welt, in der der Schammes – Synagogendiener – vor Eintritt ins Gebetshaus mit seinem schweren Schlüssel an das Türholz klopfte und somit die dahinter weilenden Geister der Verstorbenen daran erinnerte, dass sie gehen müssten, da jetzt die Lebenden hereinkämen. Eine Welt, in der an jedem Vollmond der Vater seine Söhne zur Nachtzeit auf der Straße um sich versammelte, um besondere Segenssprüche aufzusagen, und in der die jüdischen Kinder am christlichen Osterfest regelmäßig des Christumordes beschuldigt wurden. Wenn die Geschwister an dunklen Wintermorgen zum Unterricht in den Cheder, die traditionelle jüdische Grundschule, durch die nur von einer Kerosinlampe beleuchtete Straße gingen, steckte die Mutter zum Händewärmen zwei heiße Kartoffeln in ihre Manteltaschen und band jedem eine Laterne mit einer Wachskerze um den Hals; in der Schule angekommen, wurde sie als Leselicht auf dem Pult befestigt. Zur Illustration der Sündenbocktheorie erinnert sich Taubes'

Vater in seinen Vortragspräliminarien an einen Vorfall in der weiterführenden Schule: Ein jüdischer Schüler wurde für das Vergehen eines christlichen Mitschülers bestraft. Die Begründung des Lehrers lautete, damit dieser wisse, was ihn beim nächsten Mal erwarten werde.

Die Söhne des Rabbiners erhielten eine traditionelle Ausbildung, ehe sie, wie dann auch die Töchter, auf eine reguläre Schule gingen. Nach Auskunft von Taubes' Vater konnten die Jungen Hebräisch lesen, bevor sie in der Lage waren, nur ein Wort auf Ungarisch zu entziffern. Im Alter von fünf Jahren bekam Sandor, er war der mittlere Sohn, die Gelegenheit, vor einem berühmten Rabbiner, der im Hause Feldmann zu Besuch war, einen Abschnitt aus dem Talmud vorzulesen. Als er geendet hatte, nannte ihn der Rabbiner einen »faynen bokher« – einen »ausgezeichneten Schüler« –, und die Erwachsenen berieten darüber, in welchen drei renommierten Jeschiwot der Junge ab dem zehnten Lebensjahr seine Karriere als Gelehrter fortsetzen sollte. Der Umzug nach Budapest durchkreuzte dann die Verwirklichung der ehrgeizigen Pläne.²⁶

Die Söhne und Töchter von Moses und Josephin Feldmann kamen durchaus auch von Haus aus mit säkularem Wissen in Berührung. Die Eltern sprachen sowohl Ungarisch als auch Deutsch, und so wuchsen die Kinder mehrsprachig auf. Moses Feldmann, von dem überliefert ist, dass er als junger Mann eigentlich keine religiöse Laufbahn hatte einschlagen wollen, las die Tageszeitung und sah sich bei einem Besuch in Wien ein Stück von Schiller an. Diese und andere weltliche Interessen wurden ihm von seinen strenggläubigen Gegnern heftig angekreidet.²⁷

Über die inneren Kämpfe und Sehnsüchte der Frauen aus dieser Familiengeneration ist wenig bekannt. Biographische Daten sind nur dann übermittelbar, wenn es sich wie bei Josephin um Töchter oder Ehefrauen von Rabbinern handelte, ansonsten sind in den Stammbäumen und anderen Dokumenten oftmals nicht einmal ihre Geburtstage verzeichnet. Ein anderes Konvolut mit Kindheitserinnerungen von Sandor S. Feldman ist direkt an seine Tochter Susan adressiert; diese hatte ihn für die Recherchen gefragt, wie denn ihre Großmutter in Galanta zurechtgekommen sei. Einige der schriftlich notierten Antworten gingen wortwörtlich in die Erinnerungen von Rudolf Landsmann, Sophie Blinds Vater im Roman *Divorcing*, ein, darunter diese:

... Du fragst mich, wie meine Mutter es in Galanta geschafft hat. Sie bekam zwölf Kinder. Zwei davon starben. Sie war entweder schwanger

oder stillte ein Kind. Daher hatte sie kaum je eine Periode. Mutter blieb nach ihrer Niederkunft nie länger als einen Tag im Bett liegen. Sie stand auf und arbeitete. Wenn Gäste kamen, sprang sie schnell ins Bett, um die Glückwünsche entgegenzunehmen.²⁸

Die Versorgung der Kinder gehörte zu den größten Herausforderungen der Mutter in einem frommen Haushalt. Da waren der Druck, allen Kindern das gleiche Maß an Zuwendung zu geben, die nicht endenden Verrichtungen des Alltags, schließlich die üblichen Konkurrenzen unter den heranwachsenden Geschwistern. Eine Anekdote von Taubes' Vater, die ebenfalls buchstabengetreu der Romanfigur Rudolf Landsmann in den Mund gelegt wurde, illustriert diese Situation aus dem Blickwinkel des Sohnes und lässt dabei an die biblische Geschichte von Joseph und seinen Brüdern denken:

DIE APFEL-SZENE

Mutter bereitete uns immer Mittagsbrote für die Schule. Wir standen an der Haustüre, um zur Schule zu gehen. Vor mir standen zwei oder drei meiner Brüder. Mutter reichte uns unsere Beutel. Ich war der letzte. Mutter stand bei mir und gab mir auch einen Apfel, die anderen bekamen keinen. (Obst war damals eine Seltenheit.) Die anderen merkten es aber, was Mutter und mich verlegen machte. All meine Brüder – die vor mir standen – haßten mich, obwohl sie es nicht zeigten. Nur durch Anspielungen. Ich war in der Mitte. Die Älteren wollten mich beherrschen, die Jüngeren mich ausnutzen. Alle waren sie mir im Weg. Ich kämpfte nach beiden Seiten. Ich war dadurch isoliert, aber ich war der Stärkere. (»Der Stärkere ist am mächtigsten allein« – Freud über sich selbst nach Goethe.)²⁹

Die Begebenheit erscheint nachträglich als kindliche Selbstbehauptung in einer Welt, in der Gemeinschaft viel galt, die Belange der Einzelnen aber oft ungehört blieben. Sie zeigt auch, dass es innerhalb dieser Gemeinschaft nicht viel Raum gab für individuelle Gesten der Zuneigung, die sich an Gerechtigkeit nicht messen ließen. In der Beobachtung des Kindes war die Mutter am glücklichsten, wenn der Vater am Schabbat das Lob der tüchtigen Hausfrau aus dem biblischen Buch der Sprichwörter anstimmte mit den Worten: »Eine tüchtige Frau, wer findet sie? / Sie übertrifft alle Perlen an Wert.« Sandor S. Feldman erinnerte sich auch, wie er als Kind mitunter nachts aufwachte und die Mutter noch immer bei der Arbeit sah, wobei der Vater sie manchmal heimlich unterstützte:

Touching scenes. My mother went to bed late: she was mending the children's clothing and socks (she sent Sarah and Rachel to bed; they had to go to school next morning). I awakened one night, looked at the big clock on the wall: it was 2.00, p.m. Saw my mother putting together the mended clean things, in a row, on the table. Is it possible that I get up in the evenings, always at two o' clock or around it? Who knows. Awakening one night about the same time I saw my father rocking a baby in his arms, that mother should get rest. Otherwise he left such »chores« to mother.³⁰

Wenn in den Augen der Kinder auch viele der traditionellen Vorschriften zur Markierung der Geschlechterrollen unverständlich erschienen, wie etwa die Tatsache, dass die Mutter ihr natürliches Kopfhaar mit einer Perücke bedeckte, so waren diese Dinge doch Teile einer größeren Ordnung, die Sicherheit und Orientierung versprach. (Taubes schreibt in ihren eigenen Aufzeichnungen, die Großmutter habe, nachdem sie Krieg und Holocaust überlebt hatte, nie wieder eine Perücke getragen und sei überdies zur Atheistin geworden.) Die höchste Erfüllung aber für eine Frau, so wurde es sowohl Töchtern als auch Söhnen vermittelt, bestand darin, einen Ehemann zu haben, der »lernte«, das heißt, sich durch Gelehrsamkeit im Studium der religiösen Überlieferung hervortat. Eine solche intellektuelle Laufbahn war den männlichen Mitgliedern der Gemeinde vorbehalten. Für die Mädchen gab es keine entsprechende Möglichkeit, ihr Leben außerhalb des vorgeschriebenen Radius von Familie und Haushalt zu gestalten, das erklärte der Psychoanalytiker Sandor S. Feldman später seiner Tochter Susan. Schon früh hegte er Zweifel gegenüber einer Welt, die möglicherweise nur durch Absonderung und das Festhalten an einem illusionären Glauben fortbestehen konnte. Im Rückblick deutete er dies Unbehagen als eine besondere Angst: Sie umfasste mehr als die Furcht, der unerschütterlich scheinende Glaube seiner Eltern und Großeltern könne eines Tages den Geschehnissen außerhalb der engen Grenzen eines frommen Lebens nicht mehr standhalten:

There wasn't such a thing for the girls as having »lives of their own.« There were no telephones, no radio, no TV, no movies, no theaters, no dates, nothing, nothing of this kind. The only occasion to see (in to meet, or to talk, with others,) was to go to the synagogue, at services, (at the balcony, with dense screens, to exclude flirtations). Sometimes talmud students came, when invited [in] the house. The girls were silent. (They tittered and blushed). It was very exciting. And I looked, and looked, felt what is going on, and agreed, that this is the right way. It was more

exciting than a strip-tease or a »la dolce vita party«. It gave me the sense of a happy group spirit, a belonging to a lofty traditional Jewish past, present and glorious future, at the life here-after. But, but ... I felt, dimly, that this is a precarious situation, it is isolation. The only sureness was the belief in the existence of God, the Jewish God. And gradually I was in doubt about Him. I had to find something else (a scientific ground). It was excruciating not to share the beliefs, the illusions of my group. I felt that the Jews are in great danger. I did feel this but verbalized this later.³¹

Die Entzauberung in der Generation der Kinder von Josephin und Moses Feldmann setzte unwiderruflich mit dem Umzug nach Budapest im Jahr 1901 ein. Tatsächlich heirateten die beiden älteren, noch in Galanta aufgewachsenen Töchter jeweils einen Rabbiner; die Geschwister aber wandten sich, teils unter erbitterten Kämpfen mit dem Vater, nach und nach von der Religion ab und ergriffen weltliche Berufe. Vollständig entfernten sie sich von der Gedanken- und Erziehungswelt ihrer Herkunft jedoch nie.

Taubes selbst erinnert sich an die Seder-Abende, die sie als kleines Mädchen im Haus ihrer mittlerweile schon verwitweten Großmutter Josephin in Budapest verbrachte. Ihr Vater und die Familien der Geschwister zelebrierten den Vorabend des Feiertags mit einer Mischung aus grotesker Pantomime, übertriebener Ehrerbietung und zwischenzeitlicher Ernsthaftigkeit, die gleich wieder in Melancholie oder Lustigkeit umschlug. Noch im Jahr 1938, kurz vor der Emigration, besuchte Sandor S. Feldman eine traditionelle Hochzeit in Galanta und erfuhr staunend, dass sich das frisch vermählte Paar bereits vor der Trauung einige Male getroffen hatte. Von seinen eigenen Eltern wusste er, dass sie noch einer Sitte gefolgt waren, nach der Braut und Bräutigam bis zur Hochzeit nicht miteinander sprechen durften. Ihrem Sohn hatten sie von einer Begegnung in einem Eisenbahnabteil erzählt, da seien sie zwar schon verlobt gewesen, aber noch nicht verheiratet. Schweigend hatten sie einander angelächelt.³²

Susan Taubes war mit den Geschichten aus Galanta aufgewachsen, lange bevor sie die systematische Recherche für ihren Roman begonnen hatte. Die jüdische Tradition war der Tochter eines Psychoanalytikers und Enkelin eines Rabbiners fremd geblieben. Als Kind war ihr die Tatsache, Jüdin zu sein, vor allem als Grund für eine prinzipielle Unterschiedenheit von den Menschen in ihrer außerfamiliären Umgebung und für die Aberkennung von Zugehörigkeit zu Vertrautem ins Bewusstsein getreten. In einem Kapitel für »The Crossing« verarbeitet sie ihre Erinnerungen an den Schabbat. Oft verbrachte sie den Ruhetag bei ihrer Großmutter; diese bewahrte auch als Witwe in Budapest den Geist von Galanta. Wenn die Dämmerung am

Freitagabend den Beginn des Schabbats anzeigte, überkam das Mädchen ein Gefühl von Beklommenheit. Denn während draußen auf den Straßen der Großstadt das Leben wie gewohnt weiterging, schien in der großmütterlichen Wohnung zwischen den alten, dunklen Möbeln die Zeit stillzustehen:

She was afraid of grandmother because the Sabbath was in her house. The Sabbath came to grandmother. It wasn't anywhere else. She looked out the window from the dark room and saw the lights and stores lit, cars moving, people moving about. It was as if you were living outside the city or the city didn't exist, or like being dead and forgotten.³³

Obwohl ihr Vater diese und andere Rituale, mit denen er selbst aufgewachsen war, als Heucheleien und Ersatzhandlungen »entlarvte«, verließ er der Tatsache, Jude zu sein, eine gewisse Dignität; diese bestand gerade in der Fähigkeit, die Phänomene der Welt aus einem Blickwinkel der Unterschiedenheit zu betrachten. Dabei war es ganz egal, ob man ein frommes Leben führte oder sich gerade davon abkehrte wie Sandor S. Feldman, der sich selbst als Atheisten bezeichnete. Im Haushalt von Susans Eltern spielte die Religion keine Rolle. Aber wenn das kleine Mädchen im Zuge der erstarkten nationalen Begeisterung auf Ungarns Straßen äußerte, sie wolle für ihr Land kämpfen, wurde sie ausgelacht mit dem Hinweis, sie sei eine Jüdin.

Eine Szene in *Divorcing* reflektiert die zu keiner Lösung kommenden Überlegungen um die eigene Zugehörigkeit, ausgelöst durch diese Situation. Sophie Blind sitzt mit Verwandten zur Seder-Feier am Tisch, gemeinsam wird die Haggada gelesen, die Geschichte vom Auszug des Volkes Israel aus Ägypten:

[...] das Kind, das den Sinn darin nicht sah, ein jüdisches Kind, denn, wie das Sprichwort sagt, auch ein schlechter Jude ist nichtsdestoweniger ein Jude. Ein Kind fragt sich vielleicht dabei, was es bedeutet, ein Jude zu sein, und Sophie fragte sich insbesondere, ob sie den glücklichen Umstand, in Budapest zu leben, etwa einer Ahnenkette von frommen Juden verdanke, beginnend mit einem Urahn, der mit Moses aus Ägypten gekommen war. Denn nur auf Grund der Bilder in der Haggadah wäre sie lieber sie selbst als Pharaos Tochter. Sie grübelte über das Wort nach, das vom schlechten Sohn gesprochen wurde: Wäre er in Ägypten gewesen, der Herr hätte ihn nicht errettet. Das auf dem Konditionalsatz beruhende Argument zerschmetterte sie, so daß es sie nach allen Richtungen auseinandertrieb. Wäre sie damals dort gewesen ... war sie ... hätte sie denn dort sein können? Wo war sie zu Pharaos Zeiten?³⁴

Das biblische Ereignis von der Befreiung aus der Unterdrückung ist Bestandteil des kollektiven jüdischen Gedächtnisses. Im jährlich wiederkehrenden Pessach-Ritus stiftet es durch die Generationen hindurch Gemeinschaft. Bei Sophie aber verstärkt die Überlieferung das Gefühl einer völligen Kontingenz von Ort und Zeit ihrer eigenen Existenz; ein Gefühl, das gerade kein sicheres Wissen von Aufgehobenheit im Kontinuum der Generationen befördert, vielmehr einen Zustand von Zerschmetterter- und Auseinandergetriebensein. »Wäre sie damals dort gewesen ...« Ein solcher unvollendeter Konditionalsatz begleitete auch die Autorin Susan Taubes ihr Leben lang. Mit der Flucht vor den Nationalsozialisten im Jahr 1939 bezog er sich allerdings nicht auf den mythischen Ort der Knechtschaft, sondern auf Budapest, den Ort, an dem sie sich im Garten der elterlichen Villa unendlich frei gefühlt hatte und den sie verlassen musste, weil sie Jüdin war.

Die Ahnung des Kindes, nicht dazuzugehören, weder zu einem Staat oder einer Nation noch zu einer Religionsgemeinschaft, wurde im Verlauf des Älterwerdens zur unumkehrbaren Gewissheit. Aus dieser sich verfestigenden Außenseiterposition heraus entwickelte Taubes eine kritische Unabhängigkeit im Denken, von der unter anderem die in den 1950ern entstandenen theoretischen Beiträge der jungen Religionsphilosophin zeugen, mit Themen wie Entfremdung und Revolte, Nihilismus und negative Theologie. Das Gefühl von Nichtzugehörigkeit war auch der Grund für eine tief empfundene Sehnsucht nach sakraler Gemeinschaft, geregelt von Kult und Ritual, zusammengehalten durch eine Sprache des Gebets und der Poesie. Ein Leben im orthodoxen Milieu, wie es der Vater noch gekannt hatte, war allerdings das Gegenteil von dem, was Taubes für sich erträumte. Immer schon stand sie den restriktiven Regeln, nach denen aus ihrer Sicht ein Individuum, vor allem ein weibliches, wenig galt, ablehnend gegenüber. Dafür war sie auf der Suche nach ihrem »eigenen Altar«³⁵, wie sie mit Anfang zwanzig an ihren Ehemann Jacob Taubes, kurz nach der Hochzeit schrieb (den Brief hatte sie allerdings nicht abgeschickt); dieser stammte aus einer frommen Familie und war selbst ordinierter, wenn auch nicht praktizierender Rabbiner. Und so reagierte sie auf die Erzählungen des Vaters mal mit Distanz, mal mit heftiger Sehnsucht, hervorgerufen durch einen als persönlich empfundenen Verlust, der sich bereits ereignet hatte, ehe sie geboren war.

Auch in *Divorcing* erzählt Rudolph Landsmann seiner Tochter Sophie wieder und wieder die Ereignisse um seine Familie in Galanta und Budapest. Eines Tages durchforstet Sophie Papiere, die der Vater 1939 mit über den Ozean gebracht hatte und die nun auf dem Dachboden seines Hauses

lagern: Stammbäume, Nachrufe, psychoanalytische Artikel. Die Lektüre der darin verborgenen Geschichten ruft in Sophie ein zweigeteiltes, widerstreitendes Bewusstsein hervor: einmal für die eigene biographische Verstrickung mit diesen Geschichten und einmal für die Trauer darüber, diese selbst nicht erlebt zu haben:

Die Geschichte handelt von einer Ehe, denkt sie, im Behandlungszimmer ihres Vaters sitzend. Es ist die Geschichte der wahren Ehe, wie sie der Sohn aus jener Ehe seiner halbwüchsigen Tochter erzählte, die sie immer mit einer Mischung von Nostalgie, Übelnehmen und Gleichgültigkeit vernahm; die immer glaubte, das habe alles nichts mit ihr zu tun und könnte ihr nie passieren, sich aber trotzdem wünschte, in jene andere Welt hineingeboren worden zu sein, in der ein Mädchen einfach von ihrem Vater in die Ehe gegeben wurde wie ihre Großmutter; sie wußte, daß sie nie diese Art von Frau würde sein können und empfand Zorn darüber, daß ihr dieses versagt blieb, weil die Welt sich dahingehend verändert hatte; schon in der Jugendzeit ihres Vaters verändert hatte, bevor sie je geboren war, so daß sie ein Produkt jenes Wandels wurde: eines Vaters, der mit dem traditionellen Elternhaus brach, dem seine eigene Ehe ein Problem oder ein Witz war; der sie nach Amerika brachte, wo sie sich von ihrer Kindheit in Budapest abnabeln konnte, wo sie keine Wurzeln hatte, die sie an Land und Leute binden konnten, weil Amerika ja nur aus diesem harten Pflaster bestand, das man benutzte, um sich davon abzustoßen und sich seine eigene Wahrheit aufzubauen, was ja auch zum Besten war, wie sie als junges Mädchen hatte glauben wollen, da es nun einmal ihr tatsächliches Schicksal war; aber immer am Hadern mit sich selbst, und, wenn sie ihrem Vater zuhörte, sich immer fragend, worin diese Veränderung genau bestand; ihr Versuch, das Ungeheuerliche zu begreifen: Die Erfahrungen, die ihre Großeltern und all die ihnen vorausgegangenen Generationen ihrer Jugend gemacht hatten, welche auch immer sie gewesen waren, die ihrem Leben Weihe, Geheimnis und Sinn verliehen hatten, waren unwiderruflich im Namen von Fortschritt, Vernunft und Aufklärung überholt und für ungültig erklärt worden. Aber worauf lief das hinaus?³⁶

Sophies innerer Monolog wird ausgelöst durch ein Ineinanderschieben von Erinnerungen – ihren eigenen und denen ihres Vaters. Er mündet in einer Frage, die auf ähnliche Weise für die Autorin Taubes immer mehr in den Vordergrund rückte, je mehr sie über ihr Projekt eines autobiographischen Romans nachdachte: Was bedeutet es, in der Gegenwart einer Vergangenheit zu leben, an der man nie, auch nicht als bloße Möglichkeit,

teilhaben konnte? Daran knüpft sich die Frage nach jenem »Wandel«, der schon vor der Geburt einen Einschnitt für das eigene Leben bedeutet hatte. Wie kann man mit den Folgen eines solchen Einschnitts, jederzeit spürbar am eigenen Leib, an einem Ort zurechtkommen, an dem die Umstände jeglichen erlebten Wandels für ungültig erklärt worden sind? Als Schriftstellerin im Amerika der 1960er Jahre erkundete Susan Taubes die Möglichkeit, ihre persönlichen, weit verstreuten Erfahrungen in einen Roman zu überführen. Für sie lautete die Frage: Was heißt es, beinahe – nur durch eine Generation verhindert – in einer jüdischen Welt groß geworden zu sein, mit deren Besonderheiten der Vater noch vor ihrer Zerstörung durch den Holocaust, radikal gebrochen hatte? Was bedeutet es für die nunmehr Erwachsene, Eltern gehabt zu haben, die das Unglück ihrer Ehe vor ihrem Kind nicht verbergen konnten? Und was löste es aus, bei der Emigration nicht nur das Zuhause, sondern auch die Mutter zurücklassen zu müssen, die überlebte, aber deren Schicksal sowohl vor als auch während des Krieges weitgehend unerzählt blieb? Mit dem Wechsel auf den fremden Kontinent schien die Verbindung zu alledem vollständig gekappt. Wie ist es möglich, dennoch einen Zugang zum Erlebten zu finden? Eine Antwort lässt sie Sophie in der früheren Romanversion »The Crossing« geben. Diese sitzt in New York an ihrem Schreibtisch und findet es befremdlich, darüber schreiben zu sollen, wie es war, als Kind in Budapest zu leben:

She was writing in English in a New York City apartment. The child was in another country, in another language. She who was writing, had not been there, couldn't be there, then. But she could go back. Sophie Blind now in New York could go back. The child cannot, never having left. There is always that part which remains, continues, captive in its moment, and another that escapes.³⁷

Das Kind bleibt gefangen in seiner Zeit, aber die Autorin jetzt vermag an Orte zurückzukehren, zu denen sie damals keinen Zutritt hatte, und zwar im Schreiben.



Familie Feldmann, Budapest ca. 1934